

Hoffnung trotz Unterdrückung

Es ist schwierig, von der Zukunft zu sprechen. Aber was uns vom Treffen blieb, ist eine enorme Hoffnung, weil sie uns in Kontakt bringt mit der Kraft der Schwachen, dem Aufleuchten der Herrlichkeit in der Enge der Unterdrückten. Diese Hoffnung ist auch ein Aufruf an den Menschen der Kirche, dieses gemeinsame Leben, das hier geboren wird, zu achten und dafür zu sorgen, daß es nicht verlöscht. Hier öffnet sich ein neuer kirchlicher Weg zu einer armen und dienenden Kirche. In Vitória sah man viele wirklich arme Gemeinden: die Bekleidung, die Redensart und das Herz waren die der Armen; die Öffnung für den Geist, die auffordernde Kühnheit, all das war Art der Armen. Was würde das Typische einer armen Rede sein, und einer Rede von Armen in einer reichen Welt, die den Reichen gehört? Ob wohl die reichen Ohren den Sinn verstehen von „Selig, die ein Herz des Armen haben, denn ihrer ist das Himmelreich“ (Mt 5,3)?

Praxis

Ferdinand Kerstiens

**Der Gott unserer Hoffnung —
Jesus Christus**

Bericht über eine Predigtreihe

Pfarrer Kerstiens berichtet über seine Erfahrungen mit einer von ihm entwickelten neuen Form von Predigtreihen, die eine wertvolle Möglichkeit einer Glaubensvertiefung und einer Auseinandersetzung mit aktuellen Problemen aus christlicher Sicht darstellen. Um das Modell möglichst konkret vorzustellen und als etwaige Hilfe für die Vorbereitung ähnlicher Predigtreihen zu veröffentlichen, wird neben dem Erfahrungsbericht aus den bisherigen Predigtreihen die ungekürzten Thesenblätter zu „Der Gott unserer Hoffnung — Jesus Christus“.

Wie kommen wir zu vertieftem Glaubensbewußtsein?

Viele Einzelinitiativen sind im Laufe der letzten Jahre im Rahmen der Gemeindekatechese entwickelt worden: Sakramentenvorbereitung in kleineren Gruppen, Schulung der Gruppeneltern, Vortragsreihen in kirchlichen Bildungswerken, Glaubensgespräche mit bestimmten Zielgruppen und vieles andere mehr. Doch fast immer erreichen diese Initiativen nur eine kleinere Gruppe in der Gemeinde, oft nur die ohnehin schon Aktiven. Kein Zweifel: diese Arbeit ist entscheidend für den Aufbau der Gemeinde durch viele Beteiligte. Aber dennoch: Wie kann das Glaubensverständnis in der Breite weiter gebracht werden? Die übliche Sonntagspredigt dringt nicht sehr tief. Man hört leicht nur das, was einem paßt, oder das, was einen ärgert. In beiden Fällen kommt man nicht weiter, zumal die Predigt schon bald wieder im Bewußtsein verblaßt.

In der Synode der deutschen Bistümer (und ähnlich in den Synoden in Österreich und der Schweiz) ist sicher manches gesagt, das hilfreich sein kann für den Glauben und das Leben aus dem Glauben. Wie kann man dies weitergeben und damit zu einem neuen, gemeinsamen Glaubensbewußtsein beitragen? Vortragsreihen über die Synodentexte finden kein Publikum, weil kaum einer vermutet, dort sei Wichtiges für ihn verhandelt. Die Synodentexte wollen aber keine Texte für Spezialisten bleiben, sie wollen ja Praxis bestimmen.

Der Informationsstand über das, was heute in der Kirche verantwortlich gedacht, besprochen und getan wird, ist in der Breite der Gemeinde sehr gering. Oft artikuliert sich die Ablehnung der Kirche an längst überholten Stellungnahmen oder an einem Glaubensverständnis, das bei einem Religionsunterricht aus Kindertagen stehen geblieben ist. Aber auch bei grundsätzlicher Zustimmung findet sich Halbverstandenes und Mißverstandenes, manche überholte Position, mit der man nichts mehr anfangen kann, oder, umgekehrt, die man meint, als den wahren Glauben verteidigen zu müssen. Wie kann eine breit

angelegte Gemeindekatechese hier weiterhelfen?

Predigtreihen — ein Beitrag zur Lösung

Diese Fragen haben mich zu Predigtreihen veranlaßt, die vielleicht ein kleiner Beitrag zur Lösung der angezeigten Schwierigkeiten sein können, da sie verschiedene Elemente aufgreifen. Es handelt sich um Predigtreihen, die jeweils 3 Sonntage umfassen und dreimal im Jahr stattfinden. Für die einzelne Predigt wählte ich einen Dreischritt:

1. Thematische Predigt und entsprechende Gottesdienstgestaltung.
2. Verteilung von Thesenpapieren zur jeweiligen Predigt am Schluß eines jeden Gottesdienstes.
3. Offenes Gespräch über das Thema der Predigt an einem Abend der darauf folgenden Woche.

1. Thematische Predigt als öffentliche Rede
Wir haben eine öffentliche Botschaft zu vertreten. Deswegen sollten wir auch über das, was vielfach nur hinter vorgehaltener Hand besprochen wird, öffentlich reden. In vielen Fragen haben sich Theorie und Praxis voneinander getrennt. Der Seelsorger rät im persönlichen Gespräch, was er öffentlich nicht vertreten darf. Das erweckt mit Recht den Verdacht einer unehrlichen Praxis. Deshalb werden in den Predigtreihen bewußt auch die Kontroversen angesprochen, wobei die persönliche Position des Predigers deutlich werden sollte. Die Themen der Predigten werden in der Tagespresse bekanntgegeben, damit entsprechende Gruppen aufmerksam werden können, z. B. die Geschiedenen und Wiederverheirateten. Die Maßgestaltung richtet sich nach dem Thema, ist aber möglichst knapp, damit wegen der längeren Predigt nicht der Gesamtgottesdienst in die Länge gezogen wird. Mit der Predigt im Sonntagsgottesdienst wird eine große Zahl erreicht, verschiedene Generationen einer Familie, viele, die nie zu einer Sonderveranstaltung kommen würden.

2. Thesenpapiere — aus sich selbst verständlich

Das Hören der Predigt überfordert den Zuhörer, besonders, wenn viele neue Informationen gegeben werden. Deswegen können leicht Mißverständnisse und Fehlinterpretationen entstehen. Die Thesenpapiere können als Grundlage häuslicher Gespräche dienen. Man kann bei Kontroversen nachschauen oder die Papiere an andere weitergeben. Die Thesenpapiere geben nicht den Wortlaut der Predigt wieder. Ich habe gleichsam an den Thesen „entlang“ gepredigt. Das ermöglicht lebendigere Beispiele, ein predigtgerechteres Sprechen. Manches kann auch kürzer gesagt werden, weil man es ja hinterher nachlesen kann. Es kommt darauf an, daß die Teilnehmer sich anhand der Texte an das gesprochene Wort erinnern können, ohne daß die Predigt selbst zum bloßen Vorlesen eines fertigen Textes wird, der zudem noch verschiedenen Gattungen entstammt. Wichtig aber ist für die Leser, die die Predigt gehört haben, wie für die, denen das Papier dann in die Hände fällt, daß die Thesen aus sich selbst verständlich sind. So ergibt sich auch die Möglichkeit, die Thesenpapiere aufzubewahren und zu sammeln, so daß man langsam zu einem eigenen „Gemeindekatechismus“ kommt.

3. Offener Gesprächsabend in kleinerem Kreis

Das Predigtgespräch nach der Sonntagsmesse ist ja vielfach versucht worden, und dann recht bald gescheitert. Vielleicht ist auch ein größerer Zeitraum nötig, um das Gehörte noch überdenken zu können; zumal, wenn man die Thesenpapiere noch einmal durchschauen kann. Aber ein offenes Gespräch sollte man anbieten, damit ein Austausch von Interessierten geschehen kann, auch wenn man damit in der Regel nur eine kleinere Gruppe wie etwa bei den Bildungswerken oder bei Einzelvorträgen erreicht. Doch da schon eine Gesprächsgrundlage vorhanden ist, kann der Abend intensiver wirken, als wenn man erst dort mit dem Thema näher konfrontiert würde. Bei den Gesprächen — es

waren durchschnittlich ca. 20 Gemeindeglieder vertreten — konnten auch konkrete Konsequenzen für die Gemeindegliederarbeit gezogen werden.

Erfahrungen

Bisher wurden 4 solcher Reihen gehalten, die sich zum Teil auf Synodentexte stützten. Die Themen: Ehe heute, Eucharistie und Gemeinde, Gemeinschaft mit Jesus Christus (Taufe, Firmung, Krankensalbung), Der Gott unserer Hoffnung — Jesus Christus. Geplant sind: Kirche und Arbeiterschaft, Gottesverständnis und Gebet, Schuld und Vergebung.

Thesepapiere zur Hoffnung

Hier sollen nun die drei Thesepapiere der Reihe „Der Gott unserer Hoffnung — Jesus Christus“ wiedergegeben werden. Die Predigtreihe hat den Synodenbeschluß „Unsere Hoffnung, ein Bekenntnis zum Glauben in unserer Zeit“ zur Grundlage. Die Zitate aus diesem Text sind jeweils nur mit der Nummer angegeben. Bei der Verteilung der Thesepapiere in der Gemeinde wurden die genauen Fundorte nicht angegeben, da die Hörer ja die Synodentexte nicht haben.

„Über die Hoffnung reden? Die Hoffnung leben, muß doch das Ziel sein! Das, worauf es ankommt! Um die Einheit von Sinn und Tun, von Geist und Praxis christlicher Hoffnung geht es. Deshalb kann ein Wort darüber, auch eine Predigt darüber nur ein Bruchstück des Bemühens um ein Leben aus dieser Hoffnung sein. Aber das ist ja die Schwierigkeit einer jeden Predigt, daß sie zunächst nur in Worten bleibt und daß sie darauf wartet, übersetzt zu werden in das Leben derer, die aus dieser Botschaft leben wollen.“ (Einleitung zur ersten Predigt)

1. Thema: „Jesus — Hoffnung für die Armen.“

Eine Kritik unserer Wohlstandsgesellschaft“

1. These: *Keiner hofft für sich allein.*

Diese These ist grundlegend und entscheidend für alles weitere Nachdenken über

die christliche Hoffnung, für alles Leben und Handeln aus dieser Hoffnung.

„Die Hoffnung, die wir bekennen, ... ist so anspruchsvoll, daß keiner sie für sich allein und nur im Blick auf sich selber hoffen könnte“ (I, 8). Hoffnung, die nur an sich selber denkt und die privaten und nachbarschaftlichen Grenzen nicht sprengt, wäre nichts anderes als ein neuer Egoismus.

„Erst, wo unsere Hoffnung für die anderen mithofft, wo sie also unversehens die Gestalt und die Bewegung der Liebe und der Communio annimmt, hört sie auf, klein und ängstlich zu sein“ (I, 8).

Der erste Schritt der christlichen Hoffnung führt uns schon hinaus aus der Enge und der Schuld unseres eigenen Lebens. Wir hoffen im Blick auf die anderen und nur so auch für uns selbst.

Für die anderen hoffen — das gilt in erster Linie für jene, die selber keine Hoffnung mehr haben, für die „Armen“, denen sich Jesus besonders zugewandt hat.

2. These: *Die Armen leben mitten unter uns.*

Die „Armen“ werden hier im umfassenden Sinne verstanden als die Hilf- und Mittellosen, die Bedrängten, Verzweifelten, Verachteten, Mißbrauchten und Mißhandelten.

Unsere Gesellschaft hat Wohlstand für viele gebracht. Aber große Gruppen fallen durch die Löcher unserer Wohlstandsgesellschaft hindurch und werden weitgehend übersehen oder bewußt verschwiegen. Um die Armen zu finden, brauchen wir gar nicht erst in die Dritte Welt zu gehen.

„Es gibt Not, die unübersehbar ist und dennoch kaum wahrgenommen wird.“

Wer macht sich schon klar,

- daß etwa 2 Millionen Menschen dauernd oder zeitweise auf Sozialhilfe angewiesen sind;
 - daß tausende von Kindern jährlich mißhandelt werden und mehr als tausend daran sterben;
 - daß die Zahl der Obdachlosen in der Bundesrepublik mindestens 500.000 beträgt;
 - daß 4 Millionen Behinderte unter uns leben, davon eine halbe Million Nerven- und Gemütskranke;
 - daß die Zahl der Alkoholkranken inzwischen 1 Million erreicht haben dürfte;
 - daß der wachsende Anteil der alten Menschen in unserer Bevölkerung Probleme aufwirft, vor denen wir noch ratlos stehen;
 - daß etwa 14.000 Menschen allein im Jahr 1974 den Tod gesucht haben, darunter eine große Anzahl von Jugendlichen, selbst Kindern.“
- (Arbeitspapier der Synode „Die Not der

Gegenwart und der Dienst der Kirche“
Nr. 1).

All diese „Armen“ sollen hier aus ihrer Vergessenheit und Anonymität herausgeholt werden. Sie gehören zu uns.

Jede Not isoliert in doppelter Weise:

1. „Wer von der Not betroffen ist — gleich welcher Art —, neigt dazu, sich zu verstecken, vor allem dann, wenn sie ihn sehr trifft.
2. Not, Leid und Andersartigkeit flößen nicht selten Angst, Schrecken und Abscheu ein. Jeder erkennt in dem von Not gezeichneten Anderen das Gesicht des Menschen: ein Gesicht, das auch sein eigenes ist, oder sein eigenes werden könnte...

Wer sich das alles nicht eingestehen kann, ist versucht, auszuweichen. Ausweichen gelingt am leichtesten, wenn die Notleidenden, von denen diese Bedrohung ausgeht, aus dem Bewußtsein verbannt und an den Rand des Bewußtseins gedrängt werden. Noch extremer ist die Situation, wenn es sich um Menschen handelt, denen die allgemeine Meinung eigenes Verschulden an ihrem Unglück bescheinigt“ (Nr. 2).

Manchmal gilt man als Störenfried, wenn man an die Not mitten unter uns erinnert. Man will damit nichts zu tun haben. Wir möchten uns alle lieber das Bild einer heilen Wohlstandsgesellschaft vorgaukeln, wenigstens, solange wir selber an diesem Wohlstand teilhaben, oder alles daran setzen, mehr Wohlstand für uns zu erreichen.

3. These: *Jesus: Hoffnung für die Armen durch die Teilnahme an ihrem Leben.*

„In neuer Weise ist heute unter vielen Menschen das Interesse am Leben und Verhalten Jesu erwacht: das Interesse an seiner Menschenfreundlichkeit, an seiner selbstlosen Teilnahme an fremden, geächteten Schicksalen, an der Art, wie er seinen Zuhörern ein neues zukunftsreiches Verständnis ihres Daseins erschließt, wie er sie aus Angst und Verblendung befreit und ihnen zugleich die Augen öffnet für ihre menschenverachtenden Vorurteile, für ihre Selbstgerechtigkeit und Hartherzigkeit angesichts fremden Leids, und wie er sie in all dem immer wieder aus Hörern zu Tätern seiner Worte zu machen sucht“ (I, 2).

Worum geht es also: Teilnahme an dem Leben der Armen, nicht Mitleid von oben herab — das verletzt nur noch mehr —, sondern brüderliches Miteinander, in dem jeder vom anderen lernen kann.

Wir haben von den Armen zu lernen:

- die Kraft und die Geduld, mit der sie oft ihr Leben tragen;

- den Humor und die Freundlichkeit solcher Menschen; die Bedeutung, die menschliche Begegnung für den Menschen haben kann;
- die Frage an unseren Wohlstand, ob er denn ausreiche, unserem Leben Sinn zu geben;
- die Frage an die Gerechtigkeit unserer Gesellschaft, die die Armen versteckt und nicht wirklich hilft.

Wir sollten unruhig sein, wenn wir keinen Kontakt mit solchen Menschen haben. Es reicht nicht, wenn wir die Sorge und den Kontakt mit ihnen der staatlichen Hilfe, der Caritas oder unserem Sozialkreis überlassen und dafür etwas Geld stiften — so wichtig das auch ist.

„Eine kirchliche Gemeinschaft in der Nachfolge Jesu kann es sich leisten, von den Mächtigen und Klugen verachtet zu werden. Aber sie kann es sich — um dieser Nachfolge willen — nicht leisten, von den Armen und Kleinen verachtet zu werden, von denen, ‚die keinen Menschen haben‘ (vgl. Joh 5,7)“ (III, 2).

2. Thema: *„Jesus — Hoffnung für die Leidenden. Eine Kritik unserer Leistungsgesellschaft“*

1. These: *Unsere Leistungsgesellschaft produziert nicht nur Wohlstand, sie produziert selber Leid.*

Sicher ist Leistung erforderlich, um unser kompliziertes Wirtschafts- und Sozialsystem am Leben zu erhalten. Aber wir sollten wachsam dafür sein, was dadurch zugleich an Leid produziert wird. Wiederum möchte ich hier nicht von der Dritten Welt sprechen, sondern von unserem Lebensraum.

Neben vielen Gruppen, die bereits am vergangenen Sonntag genannt wurden, ist hier zu verweisen

- auf die 1 Million Arbeitslose, darunter viele Jugendliche, die in ihrer menschlichen und beruflichen Entfaltung behindert sind;
- auf die Gastarbeiter, von denen viele Hunderttausende in den nächsten Jahren zurück sollen, weil sie nicht mehr gebraucht werden: Mohr, du hast deine Schuldigkeit getan;
- auf die im Arbeitsprozeß vorzeitig verbrauchten Menschen;
- auf die nicht mehr voll einsatzfähigen Menschen, die dem Konkurrenzkampf nicht mehr gewachsen sind und keine ihnen entsprechende Teilbeschäftigung finden;
- auf die psychisch überforderten Menschen, darunter auch viele Kinder, die dem Wettrennen um die Zensuren nicht

gewachsen sind (25% der Kinder verlassen die Schulen ohne den jeweiligen Abschluß);

- auf die vielen Kinder und Scheidungswaisen, deren Eltern über dem Rennen nach Wohlstand keine Zeit mehr für ihre Kinder und für den Partner fanden und deswegen häufig auch auseinander gingen;
- auf die Drogenabhängigen, die in der Droge die Ersatzbefriedigung für geforderte, aber nicht erbringbare Leistung suchen;
- auf die wachsende Kriminalität, die ebenfalls zum großen Teil Ersatzbeschaffung von sonst unerreichbarem Wohlstand ist.

„Jeder erlebt die Not für sich allein, keiner nimmt sich selbst als ‚Fall‘ oder gar als Dezimalstelle hinter dem Komma einer statistischen Übersicht. Jeder... hat sein eigenes Schicksal“ (Die Not, Nr. 1).

2. These: *Unsere Gesellschaft ist weitgehend gleichgültig gegenüber dem Leid, auch gegenüber dem, das sie selber produziert.*

„Gerät nicht unsere Gesellschaft immer mehr unter den Bann einer allgemeinen Verständnislosigkeit einer wachsenden Unempfindlichkeit gegenüber dem Leiden?“ (I, 2).

Der einzelne, der vom Leid betroffen ist, wird zum „Fall“, der amtliche Stellen beschäftigt, die oft finanziell und vor allem personell nicht in der Lage sind, wirklich zu helfen.

Die vom Leid nicht Betroffenen betrachten sich durch ihre Steuerzahlung weitgehend entlastet von der persönlichen und menschlichen Sorge um die anderen, wenn sie nicht zur eigenen Familie gehören.

Und wir selber? Ist für uns nicht auch oft die Leistung der Maßstab, nach dem wir Menschen beurteilen?

Hinter all dem steckt eine grundlegende Frage an unsere Gesellschaft: Versucht sie nicht allein durch technologische Mittel der Probleme Herr zu werden?

Dann aber erreicht sie das Leid nur am Rande. Wir spüren heute „deutlicher die Fragwürdigkeit und geheime Verheißungslosigkeit, die in einer rein technokratisch geplanten und gesteuerten Zukunft der Menschheit steckt“ (I, 6).

3. These: *Gerade als Christen dürfen wir uns mit dem Leid nicht abfinden.*

Die „Hoffnung auf Gott ist es ja, die uns am sinnlosen Leiden wieder leiden macht. Sie ist es, die uns verbietet, mit der Sinnlosigkeit dieses Leidens zu paktieren. Sie ist es, die in uns immer neu den Hunger

nach Sinn, das Dürsten nach Gerechtigkeit für alle... weckt“ (I, 1).

„Diese Hoffnungsgeschichte, in der sich Jesus als der lebendige Sohn Gottes erweist, ist keine ungebrochene Erfolgsgeschichte, keine Siegesgeschichte nach unseren Maßstäben. Sie ist vielmehr eine Leidensgeschichte“ (I, 2).

Der Blick auf sein Kreuz läßt nicht zu, „daß wir über seiner Leidensgeschichte die anonyme Leidensgeschichte der Welt vergessen; sie läßt es nicht zu, daß wir über seinem Kreuz die vielen Kreuze in der Welt übersehen“ (I, 2).

„Vielmehr geht es darum, uns selbst wieder leidensfähig zu machen, um so auch am Leiden anderer zu leiden und darin dem Mysterium des Leidens Jesu nahe-zukommen“ (I, 2).

Wir dürfen nicht zulassen, daß das kirchliche Leben „immer mehr den Anschein einer Religion des Wohlstandes und der Saththeit erweckt“ (IV, 3).

Jesus — Hoffnung für die Leidenden, nicht indem er das Leid gemieden hat, sondern indem er das Leid der anderen als sein eigenes Leid auf sich nahm und selbst dem Tod nicht auswich.

„Wir haben ja nicht einen Hohenpriester, der nicht mit uns leiden könnte“ (Hebr 4,15).

4. These: *Helfen und Sich-Helfen-Lassen müssen gelernt werden.*

Die christliche Hoffnung kann in uns selber nicht bleiben, „wenn wir nicht immer wieder dafür einstehen, daß auch das Leben anderer zustimmungswürdig wird und seinerseits eine Quelle von Dankbarkeit und Freude sein kann“ (I, 7).

Das Arbeitspapier „Not in der Gegenwart“ sagt dazu: „Hilfe annehmen zu müssen, ohne selbst mitwirken zu können, ist demütigend. Noch schlimmer ist es, sich demütig zeigen zu müssen, ohne so zu empfinden, nur, weil der Geber diese Haltung erwartet. Diese erzwungene Haltung hat in unserer Gesellschaft zu dem verbreiteten Urteil beigetragen, Alte, Kranke und Behinderte seien unmündig und darauf angewiesen, daß für sie gehandelt und entschieden wird.“

Wer helfen will, muß der verhängnisvollen und weit verbreiteten Meinung entgegenwirken, die meint, die Menschen zerfielen in zwei Kategorien: die eine, die bestimmt ist, Hilfe zu leisten, die andere, Hilfe zu empfangen, Helfer und Hilfesuchender, Geber und Empfänger.

Als gehöre das Sich-Helfen-Lassen, das Hilfe-Annehmen nicht zum Menschen überhaupt, als sei nicht jeder darauf angewiesen, sich auch helfen zu lassen, als

habe nicht jeder Mensch die Möglichkeit, einem anderen zu helfen. Lediglich der Inhalt der Hilfe ist jeweils verschieden“ (Die Not Nr. 1).

„Du mußt sehr viel Liebe haben; dann werden die Armen um deiner Liebe willen dir das Brot verzeihen, das du ihnen gibst.“ (Vinzenz von Paul)

3. Thema: „Jesus — Hoffnung für die Toten Eine Kritik unserer Fortschrittsgesellschaft“

1. These: *Unsere Gesellschaft befindet sich in großer Unsicherheit gegenüber dem Tod.* Zig Ärzte ringen wochenlang um den sterbenden Franco, und zugleich wird in fast allen Ländern der Tod menschlichen Lebens in den ersten drei Monaten freigegeben.

Täglich kommt der Tod fernsehgerecht zu uns ins Haus: Verkehr, Irland, Libanon, ab und zu auch der Hungertod in der Dritten Welt.

Bei uns werden Sterbende zwar technisch gut versorgt, aber die Krankenhäuser, in denen das Sterben geschieht, haben das menschliche Sterben-Helfen nicht gelernt. Der Tod ist für sie das letzte Scheitern der Behandlung.

Unsere Gesellschaft ist auf Fortschritt getrimmt. Dafür werden alle Kräfte gebraucht. Wer denkt an jene, die von diesem Fortschritt verbraucht werden? Wer denkt an jene, die aus diesem Fortschritt heraussterben?

Man will den Gedanken an den Tod ausschalten, weil er stört. „Das Gedenken des Todes stiftet sehr nachdrücklich eine Distanz zum Hier und Jetzt. Der Tod erinnert sehr eindringlich an den vorläufigen, unersten Charakter der sozialen Anforderungen, die uns bewußtlos in Bann schlagen und deren gedankenlose Erfüllung zum tierischen Ernst unseres Daseins geworden ist.“ (Ferber)

Die Synode spricht von „unsere(r) Berührungangst vor dem Tod überhaupt, unsere(r) Fühllosigkeit gegenüber den Toten... Wer spürt etwas von ihrer Unzufriedenheit? Von ihrem stummen Protest gegen unsere Gleichgültigkeit, gegen unsere allzu eifertige Bereitschaft, über sie hinweg zur Tagesordnung überzugehen?“ (I, 3)

„Diese Frage nach dem Leben der Toten zu vergessen und zu verdrängen, ist zu tiefst inhuman. Denn es bedeutet, die vergangenen Leiden zu vergessen und zu verdrängen und uns der Sinnlosigkeit dieser Leiden widerspruchslos zu ergeben“ (I, 3). Unsere Geschichte, die wir lernen, ist weit-

gehend eine Geschichte der Sieger. Der unendlich vielen Opfer gedenkt kaum einer.

Auch unter Christen verbreitet sich die Auffassung, daß mit dem Tod alles aus sei. Die Frage nach dem Tod ist zugleich die Frage nach unserem Selbstverständnis, nach unserem Verhalten als Menschen und als Christen.

2. These: *Die Botschaft von der Auferstehung der Toten gehört in die Mitte unseres christlichen Glaubens.*

„Unsere Hoffnung auf die Auferweckung der Toten... ist keine schön ersonnene Utopie; sie wurzelt vielmehr im Zeugnis von Christi Auferstehung, das von Anbeginn die Mitte unserer christlichen Gemeinschaft bildet. Was die Jünger bezeugten, entsprang nicht ihren Wunschträumen, sondern einer Wirklichkeit, die sich gegen alle ihre Zweifel durchsetzte“ (I, 3).

Nur weil die Jünger an den Auferstandenen glaubten, sprachen sie von Jesus, von seinem Leben und Sterben, seiner Vergabung und seiner Liebe zu den Menschen, von seinem Vater, der uns in ihm offenbar wird.

Die Tatsache, daß wir uns das Leben der Auferstandenen nicht vorstellen können, ist kein Grund gegen den Glauben an die Auferstehung. Wenn wir uns dieses Leben vorstellen könnten, dann wäre es nicht ein wahrhaft *neues* Leben.

Weil „das Hoffnungswort von der Auferweckung der Toten... von einer Zukunft für die Toten spricht, davon, daß sie, die längst Vergessenen, unvergeßlich sind im Gedenken des lebendigen Gottes und für immer in ihm leben, spricht dieses Hoffnungswort von einer wahrhaft menschlichen Zukunft.“ Deswegen brauchen wir den Sinn des Lebens nicht „für die glücklichen Endsieger und Nutznießer unserer Geschichte zu reservieren“ (I, 3).

Nichts von dem, was wir getan und erlitten haben, wird Gott vom Tisch der Geschichte fegen, vielmehr wird er unsere Erfolge und Niederlagen, unsere Mühen und unsere Arbeit, unser Lachen und unsere Tränen, unsere Liebe und unsere Sehnsucht, unser Leben und unseren Tod annehmen und alles vollenden.

Dies ist der „befreiende Sinn der Botschaft vom endzeitlichen Gericht“. Sie „spricht von der gerechtigkeitsschaffenden Macht Gottes, davon, daß unsere Sehnsucht nach Gerechtigkeit gerade nicht am Tode strandet, davon, daß nicht nur die Liebe, sondern auch die Gerechtigkeit stärker ist als der Tod“. Diese Botschaft muß vor „Stalthaltern und Königen“ (vgl. Mt 10,13), vor allen, die ihre Herrschaft und ihren Reich-

tum auf Ungerechtigkeit aufbauen, verkündet werden (I, 4).

3. These: *Der Glaube an die Auferstehung der Toten bestimmt unser Leben.*

Zunächst ist hier das zu nennen, was an den beiden vergangenen Sonntagen gesagt wurde. Die Hoffnung für die Toten bestätigt und stützt die Hoffnung für die Armen und die Leidenden. Sie sagt ihnen, daß ihr Leben nicht leer ausgehen wird.

Hoffnung auf die Auferstehung der Toten und auf das endzeitliche Gericht besagt gerade nicht: Wir können die Armen und Leidenden ruhig allein lassen, denn Gott wird sich schon um sie kümmern. Gerade die Hoffnung auf die Auferstehung macht den Dienst an diesen Menschen, den Einsatz für sie sinnvoll und notwendig, so wie Jesus sich um die Menschen gesorgt hat.

Hoffnung auf die Auferstehung der Toten besagt, daß für Gott jeder Mensch unendlich wichtig ist, und daß deswegen der Einsatz für jeden Menschen unendlich sinnvoll ist, auch wenn der Erfolg nicht nach Fortschrittsmaßstäben gemessen werden kann.

„Denn die Verheißungen des Reiches Gottes sind nicht gleichgültig gegen das Grauen und den Terror irdischer Ungerechtigkeit und Unfreiheit, die das Antlitz des Menschen zerstören“ (I, 6).

Wenn wir in der Nachfolge Jesu leben, „werden wir auch inmitten unserer Lebenswelt zu Zeugen dieser verwandelnden Macht Gottes: als Friedensstifter und Barmherzige, als Menschen der Lauterkeit und Armut des Herzens, als Trauernde und Streitende, im unbesieghchen Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit“ (I, 6).

Wir sollten die Armen, Leidenden und Sterbenden unsere gemeinsame Hoffnung erfahren lassen, indem wir zu ihnen stehen, für sie eintreten und gerade in der Stunde des Todes sie unsere menschliche Nähe und unser Vertrauen auf die verwandelnde Macht Gottes erfahren lassen.

Raban Tilmann

Der Priester in der Gemeinde — ein Signal für die „Andern“

Eine Primizpredigt zu 2 Kor 6, 2b—10 und Lk 3, 15—18

Für einen „Primizsegen“ hat man früher in manchen Gegenden ein Paar Schuhsohlen durchgetreten. Auch heute noch ist die

erste Messfeier, die ein Neupriester (meist mit seiner Heimatgemeinde feiert, ein besonderes Fest, an dem die ganze Gemeinde teilnimmt. Aber gerade aus großen Erwartungen erwachsen auch Gefahren für das menschliche und berufliche Selbstverständnis des jungen Priesters. Deshalb ist es wichtig, daß gerade in der „Primizpredigt“ solche Gefahren angesprochen und die Erwartungen auf die ganze Gemeinde ausgedehnt werden. Dafür soll diese Predigt eine Anregung sein. red

1. „Das Volk war voller Erwartung.“

Das ist schön und gefährlich zugleich. Schön ist es, wenn es noch Menschen mit Hoffnung gibt, die große Dinge erwarten, die auf dem Sprung leben, um sich zu begeistern. *Gefährlich*, weil durch solche Erwartungen ein Druck entsteht oder gar ein Zwang. Johannes der Täufer soll darauf festgelegt werden, daß er der Messias sei. Ein Neupriester spürt deutlich, daß auch er festgenagelt werden kann durch bestimmte Erwartungen an den Priester, die in ihm den großen geheimnisumwitterten Repräsentanten des Heiligen in dieser Welt sehen.

Von Johannes können wir lernen, daß solche hochgespannte Erwartungen *enttäuscht* werden müssen. „Er gab allen zur Antwort: Ich taufe euch nur mit Wasser.“ Auch ein Priester wird immer wieder sagen: Ich taufe mit Wasser. Das ist noch kein Wein der Freude, keine vollendete Erlösung. Ich bin Mensch, bin auf dem Glaubensweg wie ihr, suche den Willen Gottes wie ihr, habe Anteil an den Problemen, Zweifeln und Wirrnissen unserer Zeit. Und ich versuche, diese Probleme existentiell auszutragen, d. h. mit meiner ganzen Person. Ich verzichte darauf, auszuweichen und vorschnell Kompromisse zu schließen. Ich stelle mich der Botschaft und taufe.

Aber bei dieser Enttäuschung bleibt es ja nicht. Die Erwartung wird nur enttäuscht, um sie auf einen anderen weiterzuleiten. Die Enttäuschung wird zur *Verheißung*: „Nach mir kommt einer, der stärker ist als ich, und ich bin es nicht wert, ihm die Schuhriemen zu lösen. Er wird euch mit